

Frank Elstner
mit Melanie Mühl

Wetten Spaß

Mein Leben, meine Gäste,
meine Shows

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2012
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Satz: Layoutsatz Kendlinger Mediendesign, Freiburg
Herstellung: fgb · freiburger graphische betriebe
www.fgb.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-30647-1

Inhalt

Vorwort.	7
1. Ein Leben als Kinderstar	9
2. Hier Frank, wer da?	39
3. Top, die Wette gilt	96
4. Fernsehen ist nichts für Feiglinge	161
5. Siebzig, auch nur eine Zahl	202
6. Die Leuchttürme der Zukunft	216
Abbildungsnachweis	220

Vorwort

Ich habe in meinem Leben zwei Mal mit mir selbst gewettet. Ich wettete, dass ich mir niemals ein Ferienhaus kaufen und niemals ein Buch über mein Leben schreiben werde. Beide Wetten habe ich verloren. Ich besitze eine Finca auf Mallorca, und ich habe dieses Buch geschrieben, wobei ich zugeben muss, dass es mir leichter fiel, ein Haus zu kaufen als mich innerlich zurückzuziehen und mein Leben unter die Lupe zu nehmen. Auf die Frage, was ich eigentlich sei, Entertainer, Showmaster oder Unterhalter, antworte ich stets: Ich bin Journalist. Ich beantworte keine Fragen, ich stelle Fragen. Der Fragende ist immer auf der sicheren Seite, er führt, er bestimmt das Gespräch und versucht bei seinem Gegenüber möglichst geschickt eine Türe nach der nächsten zu öffnen, immer weiter in ihn vorzudringen. Das Praktische daran ist, dass er von sich selbst nichts preisgeben muss, höchstens winzige, unbedeutende Details, kleine Dosen an Informationen, die gleichzeitig wichtig sind, da sie dem Interviewten das Gefühl vermitteln, es sei nicht allein er, der hier und jetzt von sich spricht. In Wahrheit ist es ein ungleiches Geschäft.

Ich mag die sichere Seite. Menschen zu befragen ist eine der besten Möglichkeiten, sich von sich selbst abzulenken. Zudem bin ich schlicht nicht eitel genug, um mich permanent mit mir und meiner aktuellen Gemütsverfassung zu beschäftigen – oder wiegt am Ende womöglich doch der Selbstschutz schwerer? Ich weiß es nicht. Als ich mit dem Schreiben an diesem Buch begann, dachte ich, ich könnte mich hier und da durchmogeln, könnte auch mal ein Auge

zudrücken, könnte mich nur an Dinge erinnern, an die ich mich erinnern möchte oder zumindest an solche, die wenig schmerzhaft sind. Ich kramte in Ordnern, Fotoalben, Dokumenten, sah mir alte Sendungen an, las Kritiken und Briefe und was man sonst noch so findet, wenn man sein Leben Revue passieren lässt. Schnell war klar, es gibt kein Entkommen.

Ich versuchte, die vergangenen siebzig Jahre wie ein Museum zu besichtigen. Manche Bilder betrachtet man besonders gerne und lange, auf andere wiederum wirft man nur einen flüchtigen Blick oder würde sie am liebsten gleich ganz übersehen, wenige stehen im Depot, ausrangiert. Los wird man keines. Da ist die heimatlose Kindheit, wo mich meine Eltern hin und hergeschoben haben, da ist die wunderbare Zeit als Kindersprecher beim Südwestfunk in Baden-Baden, da sind die aufregenden Jahre bei Radio Luxemburg, da ist „Wetten dass..?“ , die Welt des Fernsehens, die Welt der Stars, des Glanzes und der Ernüchterung. Das Leben als Spiel. Da sind Erfolge und Niederlagen wie „Nase vorn“. Da ist die Talk-Sendung „Menschen der Woche“, auf die ich mich nach so vielen Jahren immer noch freue, jedes Mal. Meine Neugierde ist geblieben. Da ist meine Familie, da sind meine fünf Kinder. Und da ist Berlin, wo eine neue Aufgabe auf mich wartet.

Nicht immer lief alles rund, freilich nicht, und auch davon erzähle ich. Doch dieses Buch läutet nicht das Ende ein, im Gegenteil. Es ist der Anfang von etwas ganz Neuem.

1. Ein Leben als Kinderstar

Einmal war Hermann Hesse im Südwestfunk zu Gast. Ich war zehn Jahre alt und kannte Hermann Hesse nicht. Ich hatte keine Ahnung, was für ein berühmter Schriftsteller mir in diesem Augenblick dabei zusah, wie ich vor dem Mikrofon stand, in die Rolle des Bambi schlüpfte und gerade sehr vergnügt über eine Wiese hüpfte. Hesse und der damalige Gründungsintendant Professor Friedrich Bischoff, ein eindrucksvoller Mann aus Schlesien, befanden sich im Technikerraum hinter einer Glasscheibe. Das war 1952, und Hesse war bereits Nobelpreisträger. Später, sehr viel später, als ich einmal im Schwimmbad von Brenners Parkhotel in Baden-Baden meine Bahnen zog, schwamm ein Mann auf mich zu, der, wie er mir erzählte, Techniker beim Südwestfunk gewesen ist, und sagte plötzlich: „Mensch Timi, weißt du eigentlich, wer dich damals so gelobt, wer gesagt hat, das ist aber ein arg begabter Junge? Das war Hermann Hesse!“

Der Südwestfunk war damals erst wenige Jahre alt, ein junger Sender im Aufbruch, der das Glück hatte, dass ihm der großartige Friedrich Bischoff vorstand, ein studierter Germanist und Philosoph, Lyriker, Erzähler, Romanautor und Rundfunkpionier. Er hatte bereits in Breslau als Hörfunkintendant gearbeitet, war aber 1933 von den Nationalsozialisten seines Amtes enthoben worden. Nach dem Krieg kam er zum Südwestfunk und leitete ihn beinahe zwanzig Jahre lang. Er war ein maßgeblicher Wegbereiter des Hörspiels, das auch dank seiner Bemühungen so bedeutend wurde.

Zu jener Zeit arbeitete meine Mutter am Südwestfunk in Baden-Baden als Ansagerin und der Sender suchte ein Kind für die Hauptrolle im Hörspiel „Bambi“ von Felix Salten – und zwar ein Kind, das Hochdeutsch sprach –, und finden Sie so ein Kind mal im Badischen! Die vielen Funkkinder konnten nämlich überhaupt kein Hochdeutsch, ihr Akzent war alemannisch gefärbt, und offenbar bin ich der Einzige gewesen, bei dem sich das anders verhielt – ich hatte ja einige Jahre in Berlin gelebt, bin dort eingeschult worden, zudem hatte meine Mutter eine vorbildliche Aussprache. Kein Wunder, schließlich arbeitete sie auch als Schauspiellehrerin. Jedenfalls schlug sie mich für die Rolle vor. Sie nahm mich mit in den Sender, man drückte mir ein paar Manuskriptseiten in die Hand, ich sprach das Bambi vor, alle waren hellauf begeistert, und ich bekam die Rolle. Die Bambi-Produktion dauerte drei volle Arbeitstage, die fulminante Gage betrug vierzig Mark, das war damals für einen Zehnjährigen tatsächlich ein Vermögen. Und Professor Bischoff, was mich besonders freute, schenkte mir einen seiner Gedichtbände mit der Widmung: „Für den kleinen ‚großen‘ Tim.“ Damit begann eine sehr glückliche Zeit für mich. Es waren die aufregendsten Jahre meiner Kindheit.

Der Sender bestand hauptsächlich aus zwei ehemaligen Hotels, die die Namen Villa Tannenhof und Villa Elisabeth trugen, es gab keinen einzigen Neubau, was heute, wenn man sich das gigantische Areal des SWR ansieht, die vielen gesichtslosen Gebäude, die sich aneinanderreihen, kaum vorstellbar ist. Die Hauptsendezentrale, wo auch das Life-Programm produziert wurde, war in der Villa Elisabeth untergebracht. Die in Hotels üblichen langen Gänge knarzten meistens furchtbar und jedes Mal, wenn ich meine Mutter

abends abgeholt habe, war mir ganz mulmig zumute, so, wie Kindern sonst mulmig zumute wird, wenn ihre Eltern sie in den Keller schicken, um Bier zu holen. Ich war erleichtert, wenn jemand um die Ecke kam und sagte: „Ach, bist du nicht der kleine Tim?“

Ich liebte es, meine Welt zu verlassen und in alle möglichen Rollen zu schlüpfen, ich spielte Märchenfiguren, ich spielte in „Emil und die Detektive“ fast jede Rolle einmal, „Peterchens Mondfahrt“ nahm ich auf, in „Pechvogel und Glückskind“ spielte ich eine Doppelrolle, und so ging es weiter mit „Lok 1414 geht auf Urlaub“, „Melusine, das furchtsame Feuerwehrauto“ und wie sie alle hießen. Von allen Seiten kam Lob. Das Gefühl, das dieses Lob in mir hervorrief, war mir neu, denn eigentlich bin ich nie gelobt worden, in der Schule nicht, weil ich nie ein besonders guter Schüler gewesen bin, und zuhause nur selten, da meine Eltern ihrer Berufe wegen – mein Vater, Erich Elstner, war ein Buffo und Regisseur, meine Mutter, Hilde Engel, eine wunderbare Schauspielerin, Ballettmeisterin und Tänzerin, die am Anfang ihrer Karriere als Solistin in den europäischen Hauptstädten von Berlin bis Paris tanzte – häufig unterwegs waren. Mit einer Künstlerfamilie verbindet man ja gemeinhin eine spannende, inspirierende Atmosphäre, ein aufregendes Leben. Das ist die eine Seite. Wenn ich heute an die ersten zehn Jahre meines Lebens denke, kommt mir allerdings häufiger die andere Seite in den Sinn. In Linz geboren, in Wien getauft, in Brünn Tschechisch gelernt, in Berlin eingeschult, in Köln umgeschult, nach Bayern zu einer Tante abgeschoben, bin ich als Kind öfter umgezogen als andere in ihrem ganzen Leben. Ich habe nirgendwo Wurzeln geschlagen, keinen Dialekt gelernt, gehörte nirgendwo richtig hin.

Da Doppelengagements ein Glücksfall waren, gastierten meine Mutter und mein Vater meist in unterschiedlichen Städten. Ich weiß noch ziemlich genau, wie ich einmal am Kölner Bahnhof stand. Mein Vater wollte mich abholen, aber er kam erst nicht. Ich befürchtete, er könnte mich vergessen haben. Die Urangst eines jeden Kindes. Ich hatte eine aufregende Reise hinter mir und Berlin in einem Rosinenbomber verlassen, als eines der ersten Kinder, die zur Zeit der Luftbrücke ausgeflogen worden sind. Ziel des Flugs war Braunschweig. Wir saßen im Frachtraum auf langen Bänken, es gab ja keine richtigen Sitze. Die englischen Soldaten gaben uns Cheddar Cheese, Kaugummis, Schokoladenkekse und Milchpulver, für uns unglaubliche Köstlichkeiten, wir wollten gar nicht mehr aussteigen. In Braunschweig wurden wir dann je nach Zielort auf verschiedene Züge verteilt. Wie alle Kinder trug auch ich ein Schild um den Hals mit den Namen meiner Eltern und einer Adresse in Köln. Wenn ich heute über einen Flughafen gehe und die unaccompanied minors, die unbegleiteten Minderjährigen an den Händen von Stewardessen sehe, kommt mir immer jene abenteuerliche Reise in den Sinn.

Ich muss ziemlich traurig ausgesehen haben, als mein Vater schließlich doch noch vor mir stand mit seinem Peter-Falk-Gesicht und dem wehenden Regenmantel. Wer mich tatsächlich einmal vergessen hatte, und zwar in einem Kindergarten in Wien, war meine Mutter. Ich war vier und habe mir vor lauter Angst in die Hose gemacht. So wartete ich mit voller Hose, vor mir die Votivkirche, zwei Stunden lang, bis eine sehr aufgelöste, weinende Frau vor mir stand.

Meine Mutter war weltmännisch, schön und klug, sie hatte unglaublich große blaue Augen, aus denen sie mich

meistens mit einer Mischung aus Zärtlichkeit und Besorgnis ansah. Sie war auch eine besessene Mutter, was wohl daran lag, dass meinetwegen ständig ein schlechtes Gewissen an ihr nagte, hatte sie doch kaum Zeit für mich. Hatte sie aber welche, dann war sie da, aufmerksam, liebevoll und bemüht, mir jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Sie ist leider sehr früh gestorben, mit 57 Jahren, mein Vater mit sechzig. Zumindest erlebte meine Mutter noch die Anfänge meines Erfolgs bei Radio Luxemburg, wo ich schnell Karriere machte. Natürlich war sie stolz auf mich, aber sie war auch beunruhigt, ob gerade dieser, wie sie fand, oberflächliche Privatsender der richtige Berufseinstieg für mich sei.

Während unserer Berliner Zeit, es waren die Jahre 47/48, lebten wir in Wilmersdorf in der Bonner Straße in einem Mehrfamilienhaus, einer Art Künstlerkolonie, denn an vielen Wohnungstüren standen die Namen ehemaliger Ufa-Schauspieler wie Horst Caspar oder Hilde Hildebrand. Zur Familie zählten auch fünf weiße Mäuse und ein ausrangierter kleiner Zirkushund, der Salto rückwärts schlagen konnte. Er hieß Puck, und ich verdiente mir manchen Groschen im Bekanntenkreis, indem ich ihn sein Zirkustalent vorführen ließ. Leider verdarb es sich Puck mit meinen Eltern. Meine Mutter hatte in einem damals üblichen Tauschverfahren einen ihrer Mäntel gegen zwölf frische Eier eingetauscht und da wir keinen Kühlschrank hatten, war es für Puck ein Leichtes, diese Schätze, die am Abend zu Spiegeleiern verarbeitet werden sollten, zu fressen. Beim Anblick der verdreckten Küche schrie mein Vater so schrecklich, dass mir der Hund richtig leid tat. Er durfte trotzdem bei uns bleiben.

Und eine Zeit lang wohnte noch jemand bei uns, jemand, der später besonders in der ehemaligen DDR ein berühmter

Mann geworden ist: Lutz Jahoda, Entertainer, Sänger, Schauspieler. Er nahm bei meinem Vater, der sein großes Talent erkannt hatte, Privatunterricht und gehörte zur Familie. Und er spielte oft mit mir, wenn ich mich langweilte!

Es war die Zeit des Schlangestehens, ob es um Essen ging oder um jene billigen Leinenturnschuhe, die ich genauso begeistert trug wie die Jugendlichen heute ihre superluftgepolsterten Luxusmarkentreter. Einmal entdeckte ich eine Freundin meiner Mutter in einer Schlange, sie trug einen Hut mit ausladender Krempe und eine Fuchsstola, als sei sie unterwegs zu einem Pferderennen. „Wo ist denn deine Mami?“, rief sie mir zu. „Die ist wieder bei unserem Russen“, rief ich zurück, woraufhin sich die halbe Schlange umdrehte um zu erfahren, was das genau zu bedeuten habe. Die Freundin bekam einen hochroten Kopf, packte mich an der Hand, vergaß, worauf sie eine Stunde gewartet hatte, und verließ fluchtartig die Szenerie. Zuhause beschwerte sie sich über meinen flapsigen Ton, doch der erklärte sich schnell: Mit „dem Russen“ meinte ich jenen Theateroffizier, der am Metropol-Theater für die Operette „Nächte in Shanghai“ verantwortlich gewesen ist, in der mein Vater, der das Stück auch inszeniert hatte, damals eine der Hauptrollen sang. Seine Partnerin war die später als Filmschauspielerin berühmt gewordene Sonja Ziemann. Diese russische Familie aber werde ich nie vergessen. Ich hatte großen Spaß beim Spiel mit den beiden Söhnen Juri und Leo. Ich verstand zwar kein Wort Russisch, aber vielleicht klappte es gerade deshalb so gut zwischen uns. Auf dem Küchentisch der Familie standen oft unglaublich große, süße und fantastisch schmeckende Torten, wie es sie bei uns niemals gegeben hat. Seither bin ich überzeugt: Die besten Konditoren müssen Russen sein!

Natürlich war das damalige Berlin für einen Sechsjährigen wie mich ein einziger Abenteuerspielplatz, den ich, neugierig wie ich bin, permanent erkunden wollte. Gleich um die Ecke lag ein Trümmergrundstück, dort tummelte ich mich mit Vorliebe mit den Nachbarskindern, bis eines Tages etwas Schreckliches passierte: Ein Junge warf einen Granatsplitter nach mir, er traf mich am rechten Fuß und zerriss ihn fast. Die Arterie war getroffen. Hinkend und blutend schleppte ich mich nach Hause. Unterwegs kam mir ein Mann entgegen. „Bitte helfen Sie mir!“, schrie ich. Er antwortete: „Verrecke!“ Das werde ich nie vergessen. Diese Kälte in seinem Blick, der Ton. Ich schaffte es gerade noch bis zu unserer Wohnung, mein Vater brachte mich sofort ins Krankenhaus. Ich schwebte tagelang in Lebensgefahr. Es gab damals zu wenig Blutkonserven, stattdessen bekam ich Kochsalzspritzen – und zwar zwanzig in jedes Knie. Die Narbe begleitet mich bis heute und meldet jeden Wetterumschwung.

Wir blieben nicht in Berlin, wir zogen nach Köln, leider auf die „schäl Sick“, die falsche Seite, nach Deutz, wo ich zur Schule ging. Wir Jungs spielten am liebsten gefährliche Spiele, wir wollten ja den Mädchen imponieren. Wir positionierten uns am Rande der Straße und rannten hinüber, sobald ein Auto kam. Je näher das Auto war, desto besser standen die Gewinnchancen. Und plötzlich erwischte mich eins mit dem Kotflügel. Offene Knie, ein paar Prellungen, ich hatte Glück. Ich schwor mir, gefährliche Spiele in Zukunft zu meiden. In einem der Bombenkrater am Rhein fuhr ich trotzdem weiterhin mit Schulkameraden Fahrrad, es machte einfach zu großen Spaß. Eine junge Lehrerin, struppiges blondes Haar, voller Busen, Blümchenkleid, sah uns dabei zu, wobei es nicht blieb. Nach und nach winkte sie einen

von uns Jungs zu sich. Sie tat immer sehr vertraut. Sie klärte uns in aller Ausführlichkeit über die anatomischen Eigenschaften männlicher und weiblicher Körper auf und berührte uns dabei. Dass sie eine Grenze überschritt, war mir klar, und ich erzählte meinen Eltern davon. Für mich war das selbstverständlich. Wenig später wurde die Lehrerin nicht mehr in unserer Schule gesehen. Ob sie versetzt wurde oder entlassen, das weiß ich nicht. Wir waren sie Gott sei Dank los.

Auch Köln verließen wir wieder, und ich war nicht traurig darüber, denn endlich hatten meine Eltern ein Doppelengagement in Aussicht: Meinem Vater wurde versprochen, dass er die Operette in Baden-Baden übernehmen kann, und meine Mutter sollte ins Schauspiel wechseln. Doch es kam anders. Aus finanziellen Gründen strich das Theater Baden-Baden nach einem Jahr die Sparte Operette ganz und meine Mutter klammerte sich an den rettenden Strohalm Südwestfunk, wo sie als Programmansagerin etwas Geld dazuverdienen konnte. So wurde die elegante Frau aus einer Großberliner Familie, einst mit dem bekannten Filmschauspieler Werner Scharf verheiratet, über viele Jahre die Alleinernährerin unserer Familie. Ich habe noch heute den Klang ihrer wütenden Stimme im Ohr, wenn sie mit ihren Einkaufsnetzen die Fremersbergstraße zum Funkhaus hinauf lief und vor sich hin fluchte: „Was habe ich bloß angestellt, damit ich meinen Arsch hier hochwälzen muss, um zu sagen: ‚Hier ist der Südwestfunk.‘“

Neben all der Anerkennung gab es für mich noch einen anderen wichtigen Grund, weshalb mir die Arbeit beim Kinderfunk des Südwestfunks so viel Spaß gemacht hat: Ich ver-